

Die heiligen Könige

Autor(en): **Heine, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die heiligen Könige.

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
sie frugen in jedem Städtchen:
„Wo geht der Weg nach Bethlehem,
ihr lieben Buben und Mädchen?“

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,
die Könige zogen weiter;
sie folgten einem goldenen Stern,
der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
da sind sie hineingegangen;
das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,
die heil'gen drei Könige fangen. Heinrich Heine.

Das erste Wort.

Von Martha Ringier.

Schade, daß sich niemand Zeit nahm im Vorbeigehen den Blick zu den blanken Fenstern des dritten Stockes zu erheben. Doch wer überhaupt stehen blieb vor dem Haus, der tat es der alten Sachen wegen, die dort aufgestapelt waren. Vielleicht war irgend etwas Wertvolles darunter, das der Meister Kaltenbach an einer Gant erstanden. Deshalb kehrten auch Antiquitätenfahmler bei ihm ein, steckten die Nasen in alle Winkel der düstern Räume, und wenn sie ein Stück entdeckten, das ihnen zusagte, zogen sie es hervor, drehten es scheinbar gleichgültig hin und her und fragten nach dem Preis. Darauf stellten sie es wieder an seinen Platz, hielten weiter Umschau, aber schließlich begannen sie doch zu feilschen. Wenn der Besitzer nicht darauf einging, taten die Kauflustigen gekränkt, wurden zuweilen auch grob, aber sie zahlten doch den geforderten Preis, denn im Grunde war er ja spottbillig. Was sie nicht in ihre Mantel- oder Rocktaschen stopfen konnten, das wurde von einem Burschen aus der Nachbarschaft auf einen Karren geladen und dem neuen Besitzer zugeführt. Das Lager des Schreiners Kaltenbach ward immer größer und erstreckte sich schließlich durch die zwei Stockwerke, wo seine Wohnräume waren. Auch dort hatten die Kunden Zutritt. Außer diesen ansehnlichen Käufern kamen eine Menge kleine Leute, die nach billigem Hausrat suchten, nach gebrauchten Stücken, die Kaltenbach bei Auktionen oder Erbschaften erstanden und aufgefrischt hatte, daß sie nach etwas aussahen. Er gab alles mit kleinem Gewinn ab, denn er war ein schlechter Geschäftsmann, sonst hätte er es weiter gebracht als zu einem Trödlerladen und zum Reparieren alter Möbel. Verbittert und einsam brachte er

seine Tage zu und ging nur unter Menschen, um einen Handel abzuschließen. Er hatte lange Jahre mit seiner alten Mutter zusammengelebt und sich nie Zeit genommen, eine Frau zu suchen. Als die Mutter starb, da war es zu spät.

Oben im dritten Stock saß auch ein einsamer Mensch, die Witwe Vogelsang, aber bei ihr roch es nicht nach altem Kram, sondern nach neuer Wäsche, und die Sonne, die nur im Hochsommer bis ins Erdgeschoß Helle brachte, schien bei ihr schon in aller Frühe und bis in den Mittag hinein. Um ihr das zu danken, hatte Frau Vogelsang eine Reihe Blumentöpfe auf das Fensterbord gestellt, die prächtig gediehen, ob sie nun in einem alten Milchhafen, dem der Henkel fehlte, wuchsen oder in einem Blecheimerchen. Es gefiel ihnen hier, und sie trieben Schoß um Schoß und Blüte um Blüte. Es war fast wie ein kleines Wunder, und eben deshalb war es bedauerlich, daß niemand das Blühen sah. Es war Frau Vogelsang oft, sie müsse die Leute, die unten vorübergingen, anrufen und sie auf die Augenweide aufmerksam machen. Aber da die Menschen nützliche und handliche Dinge den Wundern von jeher vorzogen, gingen sie eben stumpf hier vorbei, und Frau Vogelsang war viel zu schüchtern, um sich bemerkbar zu machen. Schließlich war es auch schön, die Blüten ganz zu eigen zu haben.

Freilich, viel Zeit hatte sie nicht, sich daran zu erquicken, denn müßig sein durfte sie nie. Die Nähmaschine rasselte den ganzen Tag und jeden Mittwoch holte der Ausläufer vom Geschäft die fertige Wäsche und brachte die zugeschnittenen Teile der Duzendware, die man ihr anvertraute. Wäre ihr Mann selig nicht vierzig Jahre lang in dem Weißwarengeschäft am